

Zwischen Flitterwochen und einem Rechtsstreit um 7,6 Millionen Franken: das turbulente Jahr des Chris McSorley

Nach mehr als zwei Jahrzehnten hat der Entertainer Chris McSorley den Klub gewechselt und erlebt als Trainer des HC Lugano Frühlingsgefühle. Mit seinem langjährigen Arbeitgeber Genf/Servette streitet sich der Kanadier aber weiterhin um viel Geld.



Chris McSorley steht wieder an der Bande – das ist eine gute Nachricht für das Schweizer Eishockey. — Alessandro Crinari / Keystone

Chris McSorley empfängt im Stadionrestaurant der Resega und schaut ein wenig ratlos, als die Bedienung ihn auf Italienisch nach der Bestellung fragt. Als sie in der Küche verschwindet, sagt er, es handle sich um eine Ikone im HC Lugano, sie habe schon hier gearbeitet, als er mit Genf/Servette frisch in die Nationalliga A aufgestiegen sei, 2002. Und wenn Lugano verlor, hätten bei der Bestellung für sein Team immer ein paar Pizzen gefehlt.

Vergnügt lacht er über diese kleine Schelmerei. McSorley, 59, dieser flamboyante Menschenfänger, ist bestens aufgelegt an diesem sommerlichen Mittwoch, er mimt jene Rolle, die er spielen kann wie kaum ein anderer in diesem Geschäft: die des jovialen Gastgebers. Er gerät ins Schwärmen, über den HC Lugano, über die Besitzerin Vicky Mantegazza, das Tessin, das Potenzial. So wortreich und voller Überzeugung wie er können nicht viele Hoffnung verkaufen. Irgendwann blickt er von seinen Teigwaren auf und sagt, für ihn sei es hier ein bisschen wie in den Flitterwochen, nicht nur der Palmen wegen. Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, schon Hermann Hesse erkannte das, ein Mann, der den Reizen dieser Region auch erlag.

Eine Restanz der Ära Quennec

Die Analogie mit dem Honeymoon ist stimmig, denn McSorley wurde von der alten Liebe verstossen, lachte sich mit Lugano eine neue attraktive Braut an und erlebt seinen beruflich vielleicht letzten Frühling. Es ist nicht so, dass McSorley diese neue Romanze gesucht hätte – im Gegenteil. Wäre es nach ihm gegangen, stünde er immer noch in Diensten von Genf/Servette, jenem Klub, den er aus der sportlichen Bedeutungslosigkeit führte und zu einer festen Grösse in der hiesigen Eishockey-Landschaft machte.

Doch im Jahr 2014 verkaufte er sein Aktienpaket an den Traumtänzer Hugh Quennec, es war der Anfang vom Ende. Teil der Verkaufsvereinbarung war ein Vertrag bis 2023, der per Option bis 2028 verlängert werden konnte, was McSorley selbstredend tat. So absurd die Vertragsdauer ist: Sie ist nicht der Fehler McSorleys – er sagt bis heute, er habe die Aktien nie verkaufen wollen und er habe es nur deshalb trotzdem getan, weil er mit einer möglichen Entlassung erpresst worden sei. Der Vertrag, eines der letzten Überbleibsel der unheilvollen Ära Quennec im Schweizer Sport, wird in diesem Herbst Gegenstand einer Gerichtsverhandlung sein, bei der es um viel, viel Geld geht. McSorley und seine Anwälte Cédric Berger sowie Nathalie Subilia fordern 7 652 151 Millionen Franken, es ist die Restanz von acht Vertragsjahren. Ein aussergerichtlicher Vergleich scheiterte – McSorley gibt an, er hätte sich mit 50 Prozent der Schadenssumme begnügt. Der Klub sagt inoffiziell, der Kanadier bewege sich nicht, was typisch sei. «Er liebt das Geld zu fest», sagt einer, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will.

Es ist bemerkenswert, wie viel in sehr kurzer Zeit kaputtgegangen ist in der lange so harmonischen Liaison zwischen Trainer und Klub. McSorley war während mehr als 15 Jahren das Gesicht und die Seele des HC Genf/Servette, das Steakhouse neben dem Les-Vernets-Stadion trug seinen Namen, die Lokalzeitung adelte ihn als «Jesus Chris», und die Fans verehrten ihn. Vielleicht war das in den Augen mancher gar viel Scheinwerferlicht für eine einzige Person.

Schon unter Quennec brach eine Art Eiszeit an, es gibt wilde Geschichten, wonach die Führung damals die Telefonprotokolle McSorleys kontrolliert habe und er darum bat,

Anrufe wenn möglich via Whatsapp zu führen. Als Servette 2018 kurz vor der Zahlungsunfähigkeit stand, versuchte McSorley mit Partnern, den Klub zu retten – und, als angenehmer Nebeneffekt, seinen eigenen Vertrag. Es heisst, er habe sich damals von Didier Fischer beraten lassen, dem heutigen starken Mann im Verein, der mit seiner «Fondation 1890» auch den Servette FC kontrolliert. Am Ende übernahm Fischer den Eishockeyklub ohne McSorley, über Nacht und ohne Ankündigung, so erzählt es der Kanadier. Aber er sagt, ihn habe das nur kurz irritiert – schliesslich war der Klub gerettet und in seriösen, lokalen Händen.

Wenig später kehrte McSorley als Coach zurück, doch die Freude währte nicht lange, bald unternahm Servette einiges, um sich des teuren Mitarbeiters entledigen zu können. McSorleys Anwalt Berger, dem Klub als Saisonkarteninhaber grundsätzlich wohlgesinnt, sagt, es sei «indigne», wie «mit einem so verdienten Mitarbeiter» umgegangen wurde. Indigne, unwürdig. Ein viel stärkeres Wort kennt die französische Sprache nicht.

Das Wort Mobbing fällt, McSorley sei systematisch desavouiert worden. Vorgesetzte hätten sich in die Transferpolitik eingemischt, hinter McSorleys Rücken mit Agenten verhandelt, immer wieder seien ihm Nonsens-Aufgaben gestellt worden, ein ehemaliger Präsident soll ihn mit wirren E-Mails bombardiert haben. Das Ziel: ihn dazu zu bringen, von selber zu gehen. «McSorley ist ein stolzer, ein starker Mann. Und er hat sich nicht brechen lassen. Aber der Umgang hat ihm psychisch zugesetzt, es war keine lustige Zeit», sagt der Anwalt Berger.

2019 wurde das «McSorley's Pub & Steak House» kurzerhand in «Prime's» umbenannt, das Büro des Kanadiers verlegte der Klub von Les Vernets zum Fussballstadion La Praille. Aus den Augen, aus dem Sinn. Aber von der Lohnliste hat McSorley sich nicht streichen lassen. Er lächelte freundlich und hielt den Mund, aus mehr als sieben Millionen Gründen.

Im Juli 2020 wurde er beurlaubt, einen Monat später fristlos entlassen. Seither zahlt der Verein den Lohn nicht mehr, als er aus den Ferien zurückkehrte, gab es auch sein Büro nicht mehr. McSorley behauptet, ihm seien die Gründe für die Kündigung bis heute nicht offenbart worden. Er sagt: «Ich sollte mich um das Stadionprojekt kümmern, das habe ich abgelehnt. Weil es kein Stadionprojekt gab. Und ich leider nicht Architekt bin.» Wer nachfragt bei Didier Fischer, erhält zur Antwort: «Wenn er nicht weiss, weshalb die Kündigung ausgesprochen wurde, dann kann er nicht lesen.» McSorley sagt: «Ich habe meine Fehler, wie jeder Mensch, aber ich hatte mit niemandem Probleme und war im Umgang stets respektvoll. Ich habe nicht verdient, was mit mir gemacht worden ist.»

Das Geld der Stiftung

Von der Amour fou von einst ist nicht viel übrig geblieben, im Herbst wird ein Richter über den Fall befinden. Selbstredend wännen sich beide Parteien im Recht und blicken der Verhandlung gelassen entgegen, obwohl diese schmutzig werden dürfte. Fischer sagt: «Uns ist bewusst, dass es für eine fristlose Kündigung triftiger Gründe bedarf. Diese

liegen vor.» Die Streitsumme ist hoch, sehr hoch, es fragt sich, was geschehen würde, sollte McSorley gewinnen.

Der mit Abstand wichtigste Geldgeber des Klubs ist die Hans-Wilsdorf-Stiftung des gleichnamigen verstorbenen Rolex-Gründers. Sie spricht ihre Mittel in erster Linie deshalb, weil Servette ein Leuchtturm für die Stadt sein soll, mit dem sich die Leute identifizieren können und der die Jugend animiert, Sport zu treiben. Und weniger, um Chris McSorley den Lebensabend zu finanzieren. Schon im Fall von John Gobbi wurde offenbar eine Abfindung fällig, auch der frühere Schweizer Nationalspieler ist ein Klient des Anwalts Berger. Gobbi war im Frühjahr 2021 als Generaldirektor von Genf/Servette angestellt worden, doch ehe er die Stelle antrat, entschied sich der Klub anders. Angeblich soll der Verwaltungsrat die Personalie nie gutgeheissen haben. Das Intermezzo sorgte für Irritationen, Gobbi wird nun CEO von Fribourg-Gottéron.

In Lugano bestellt McSorley noch ein Eau minérale, und wenn man ihn fragt, ob er nicht schon ein bisschen Italienisch könne, entgegnet er: «Ich habe 20 Jahre damit verbracht, nicht Französisch sprechen zu lernen. Sie kennen die Antwort doch schon.» McSorley mag kein Sprachtalent sein, aber es ist ihm auch so gelungen, Aufbruchstimmung zu erzeugen. Es wirkt, als hätten sich da zwei Suchende gefunden, mit Lugano und McSorley, beide warten seit langem auf einen Titel. Lugano trotz substanziellen Investitionen seit 2006 und McSorley seit 22 Jahren und einer Meisterschaft in England.

Heute ein viel besserer Coach

Gleich für drei Jahre haben sich die Parteien einander versprochen, und selbstverständlich soll die Zusammenarbeit mindestens einen Titel bringen. «Wir werden das schaffen», sagt McSorley in bester Angela-Merkel-Manier, und warnt, man solle nicht den Fehler machen, diese Mannschaft zu unterschätzen. Er sei ein viel besserer Coach als noch vor ein paar Jahren, reifer, smarter, milder und sowieso: Nach den ersten 15 Jahren als Trainer realisiere man, dass man noch überhaupt nichts wisse. Es ist eine Hymne auf das Altern, die Routine – und vielleicht auch ein kleiner Nadelstich gegen die Konkurrenz. Er stimmt jetzt Jubelarien an, für Ergänzungsspieler sogar, für einen Klubmitarbeiter, so war das schon in Genf immer; bestimmt hätte er einen vorzüglichen Gebrauchtwarenhändler abgegeben, wenn das mit dem Eishockey nichts geworden wäre.

Nach Jahren im Schatten als Persona non grata bei Genf/Servette wirkt es in Lugano heute so, als sei das Gesamtkunstwerk Chris McSorley nie weg gewesen. Für das Schweizer Eishockey und den Unterhaltungswert ist das eine gute Nachricht.

Nicola Berger, Lugano
08.09.2021, 04.30 Uhr